Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 228
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
No. 127 Ost Siebente Straße.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion.....Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Avenue. Telephon South 3254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard C. Storb
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 604 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Mittwoch, den 29. Juli 1914.

Der Krieg läßt sich sehr leicht lokalisiren, wenn Rußland sich nicht einmischt. Der diesbezügliche Plan der Gegner des Dreibunds geht dahin, die Lokalisirung solle in der Weise erfolgen, daß Deutschland seinem Bundesgenossen Oesterreich die Hände bindet, was mit vollem Rechte entschieden abgelehnt worden ist.

Die Frage ist gestellt worden, welche Verschiebung der Besitzverhältnisse Europas ein siegreicher Krieg des Dreibundes herbeiführen würde. Im Jahre 1870 bestand der Siegespreis in Elsaß-Lothringen und man fragt sich, welcher Gewinn jetzt einzuheimsen sein würde. Die Möglichkeit, an welche zu denken wäre, bestände darin, daß Italien Nizza und Savoyen zurückerlangt, was Frankreich aus der Liste der Großmächte streichen würde. Für Deutschland bestände die Siegesbeute in den russischen Ostsee-Provinzen, wodurch Rußland aufhören würde, eine europäische Macht zu sein. Durch den Krieg würde also eine der Kultur förderlichere Sachlage geschaffen, als sie jetzt besteht. Wir glauben aber nicht, daß es zu einem Kriege kommen wird, weil Rußland und Frankreich sich die geschilderten Folgen vor Augen halten.

Wenn es zum Kriege kommen sollte, so wäre es insofern kein Unglück, als er doch einmal kommen muß und es ist besser, wenn der Dreibund ihn jetzt führt, wo die Verhältnisse für ihn besonders günstig liegen, als später, wann die Slaven ihre Rüstungen bedeutend vervollständigt haben. Gegen diese Ansicht wird eingewandt, daß ein Krieg keinen dauernden Frieden bringen könnte, da hierdurch der feindliche Gegensatz zwischen Deutschthum und Slaventhum nicht zu Ende kommen würde. Dieser Ansicht ist entgegenzustellen, daß die Stellung des Dreibunds durch seine Friedensliebe beständig geschwächt worden ist. Den Beweis hierfür liefert die Machtstellung, welche Rußland in der äußerst wichtigen Position im Balkan erlangt hat, von wo es im Laufe einer nahen Zeit nach dem adriatischen und dem mittelländischen Meere hinüberarbeiten und sich den Weg nach Asien öffnen kann. Ein Krieg würde ihm diesen Vortheil, den man ihm nie hätte einräumen sollen, entziehen, denn die nächstliegende Folge wäre, daß Rußlands Machtstellung im Balkan zu Ende käme und wieder an Oesterreich überginge. Als weitere Folge kann gelten, daß Rußland die Ueberwältigung Asiens auf dem Landwege blockirt würde. Demnach würde der Krieg nicht resultatlos sein. Es wird von Denen, die Frieden um jeden Preis wollen, übersehen, daß ein großer weltgeschichtlicher Vorgang im Werden ist. Es handelt sich um einen Kampf zwischen asiatischer Kultur, wie Rußland sie repräsentirt und europäischer Kultur, wie Deutschland sie repräsentirt. Nur mit Schrecken könnte die Menschheit an den Tag denken, wann es der asiatischen Kultur gelingen sollte, die Oberhand zu erlangen.

Die New Yorker Evening Post redet dem deutschen Kaiser ins Gewissen, daß er seinen großen Einfluß aufbiete, um den Krieg zu verhüten. Diese Mission, als Friedenshüter Europas, hat der Kaiser schon seit seinem Regierungsantritt erfüllt und er ist schließlich zu der Einsicht gelangt, daß sein edler Sinn von den slavischen Völkerschaften aufs Schändlichste mißbraucht worden ist, die sich einer wichtigen Position nach der andern bemächtigt haben und das Deutschthum zu erwürgen drohen. Die Einsicht von der Schädlichkeit der Friedensliebe um jeden Preis hat speziell der Balkankrieg gebracht. Durch diesen hat das Slaventhum eine Stellung erlangt, die im Laufe der Zeit zu einer slavischen Weltherrschaft führen muß. Soweit hat diese Friedensliebe Deutschland viele Millionen gekostet. Um den Machtzuwachs des Slaventhums auszugleichen, war Deutschland gezwungen, sein Heer bedeutend zu verstärken. Minder kostspielig wäre es gewesen, den Krieg, durch welchen Oesterreich vom Balkan verdrängt wurde, zu verhindern. Weil aber das versäumt worden ist, muß Deutschland an einer schweren Bürde tragen. Friedensliebe ist nur dann eine heilige Pflicht, wenn die andere Seite sich ebenfalls friedlich verhält. Das war aber, wie wir gezeigt haben, nicht der Fall. Weiter in einer friedlichen Politik gegenüber beständigem feindlichen Vordringen zu beharren, hört auf, eine Tugend zu sein. Die Friedensfreunde sollen sich an die richtige Adresse, an den Zaren wenden, indem sie ihn ersuchen, seine Eroberungszüge im Balkan, in China, in Persien und seine Vorbereitungen zur Anektirung Kleinasiens einzustellen. Da dieser aber solche Vorstellungen nur mit einem höhnischen Lachen beantworten würde, so ist die Zeit gekommen, ihn zur Ruhe zu zwingen.

In diesem Lande ist das große Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit in noch höherem Maße erregt, als die Vorgänge in Europa, Roosevelts Unterstützung des republikanischen Gouverneurs-Kandidaten Hinman in New York. Die Presse, welche diese Angelegenheit sehr lebhaft kommentirt, erblickt darin ein geniales Manöver Roosevelts, die republikanische Präsidentschaft im Jahre 1916 zu erlangen. Mit dieser Ansicht hat es seine Richtigkeit, aber ob der Plan gelingen wird, ist eine andere Frage. Bei näherer Prüfung ist nämlich zu ersehen, daß Roosevelt außer seiner Person der republikanischen Partei wenig oder gar nichts bringt. Die weitaus größte Zahl der Progressisten ist schon ins republikanische Lager zurückgekehrt und die Wenigen, die noch draußen geblieben sind, weigern sich, der Führung Roosevelts zu folgen. Zugestanden kann jedoch werden, daß Roosevelt ein sehr geschicktes Manöver vorbereitet hat. Die Verhältnisse in New York liegen für die demokratische Partei nicht günstig. Wilsons Weigerung, Tammany und die mit ihr im Bündniß stehende demokratische Organisation im Innern des Staates mit Patronage zu versehen, weil er diese ausschließlich dem demokratischen Gouverneur Glynn zuwenden will, der sich gegen Tammany stellt, hat große Unzufriedenheit in der Partei erregt und es ist möglich, daß Tammany, um sich an dem Präsidenten zu rächen, den republikanischen Kandidaten unterstützt. Jetzt kommt es aber darauf an, wer bei der republikanischen Primärwahl Sieger bleiben wird, ob der von den regulären Republikanern aufgestellte Distrikt-Anwalt Whitman oder der von Roosevelt befürwortete Hinman. Dringt Letzterer durch, so wäre das ein großer Erfolg für Roosevelt und würde seiner Kandidatur als republikanischer Präsidentschafts-Kandidat in großem Maße förderlich sein, obwohl er der Partei, wie oben dargelegt, keine wesentliche Streitmacht zuführen würde.

Wie sieht's aus?

Die Entwicklung der letzten vierundzwanzig Stunden deutet darauf hin, daß es sich für Oesterreich um bedeutend mehr handelt, als eine Genugthuung von Serbien zu erlangen und das Ultimatum lediglich das Vorspiel zu einem großen Drama bildet. Bezeichnend ist in erster Reihe, daß Deutschland den Versuch Englands durchkreuzt hat, Oesterreichs Forderung zu verschleppen, wie überhaupt den ganzen Vorfall aus der Welt zu schaffen, womit gesagt ist, daß Deutschland von vornherein alles gut heißt, was Oesterreich zu thun beschließt. Wenn sich nun die Mittheilung bestätigt, daß die österreichische Regierung sich nicht mehr mit vollster Erfüllung ihrer Forderungen zufrieden gibt, sondern sich weitere Schritte vorbehält, so berechtigt das zu der Vermuthung, daß eine durchgreifende Umänderung in den Verhältnissen auf dem Balkan beabsichtigt wird. Ueberraschend wäre eine solche Absicht nicht im Mindesten. Wie wir bereits mehrfach an dieser Stelle dargelegt haben, hat der Dreibund vor zwei Jahren einen großen Fehler begangen, daß er nicht zum Schutze der Türkei einschritt und die Folgen dieses Fehlers empfindet naturgemäß Oesterreich am Schwersten, da Serbien, von Rußland unterstützt, ihm den Landweg nach der Levante abzuschneiden droht.

Eine vollkommene Korrektur würde zur Bedingung haben, daß Serbien auf sein früheres Gebiet zurückgedrängt wird und Griechenland seine Stellung in Mazedonien, speziell soweit sie die Bai von Salonichi beherrscht, räumen müßte. Ob eine solche völlige Umwälzung noch durchführbar ist, scheint fraglich. Aber viel ließe sich wieder gut machen, wenn Serbien gezwungen würde, Oesterreich die weitgehendsten Rechte in Bezug auf die Bahnverbindung nach Salonichi einzuräumen und wir müßten uns gröblich irren, wenn solches nicht die dem ganzen Vorfall zu Grunde liegende Absicht wäre. Ersichtlich ist auch der Entschluß Oesterreichs, diese Absicht gegen den Widerstand der Mächte des Dreiverbands durchzusetzen.

Das ergibt die allerwichtigste Frage, ob diese bereit sind, Serbien in seinem Widerstande gegen die erwähnte Forderung zu unterstützen, was mit einem Weltkriege gleichbedeutend wäre. In diesem Falle können wir trotz aller Widerlegung, welche unsere Ansichten durch den Gang der Ereignisse gefunden haben, unserem gewohnten Optimismus nicht entsagen und geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß es zu einem solchen Weltkriege nicht kommen wird. Es ist nämlich zu beobachten, daß in den Ländern des Dreiverbands durchaus keine Neigung besteht, den Kampf aufzunehmen. Daß England nicht mitmachen wird, kann man jetzt schon als Thatsache gelten lassen. Die englische Diplomatie mag gelegentlich Irrwege einschlagen, aber sie bleibt ihrem alten Prinzip treu, stets nur ihre eigenen Interessen zu vertreten und diese werden in keiner Weise durch Oesterreichs Absichten beeinträchtigt. Im Gegentheil. England wird durch diesen Vorfall auf den richtigen Weg zurückgebracht. Sein Augenmerk war immer darauf gerichtet, Rußland aus Konstantinopel und dem mittelländischen Meer herauszuhalten und diese seiner Sicherheit förderliche Politik würde durch Oesterreichs Absicht unterstützt.

Von Frankreich sollte es selbstverständlich scheinen, daß es den serbischen Vorfall mit Begeisterung aufnehmen werde. Aber von einer solchen ist nichts zu bemerken. Ein solcher Ruf, wie 1870: Auf nach Berlin! ist nicht zu hören. Offenbar ist man mehr um das Schicksal von Paris besorgt und es liegt auch hierzu alle Veranlassung vor. Das französische Landvolk ist entschieden gegen einen Krieg, ebenso die Sozialisten in den Großstädten. Aber ein noch wichtigerer Grund liegt vor, der vom Kriege abhält. Erst vor vier Wochen hat ein Senator in der Kammer dargelegt, daß Frankreichs militärische Rüstungen im höchsten Grade mangelhaft sind, was ganz besonders in Bezug auf das Geschützwesen hervorgehoben wurde, mit welchem es so schlecht bestellt ist, wie im Jahre 1870. Auch die Ausrüstung der Festungen, auf welche man in Frankreich solch große Hoffnungen setzt, wurden schwer vernachlässigt und das Bemerkenswerthe ist, daß der französische Kriegsminister diese Ausführungen gar nicht zu widerlegen wagte.

Was Rußland betrifft, so wird dort sehr viel mit der Kriegsbereitschaft geprahlt. Aber zuverlässige Nachrichten weisen darauf hin, daß es in Wirklichkeit nicht mehr als zwei Millionen wirklich wehrfähige Soldaten ins Feld stellen kann und es würden Monate vergehen, bis diese aus allen Theilen dieses räumlich so ausgedehnten Landes zusammengebracht werden könnten.

Wie es auf der anderen Seite aussieht, braucht wohl kaum dargelegt zu werden. Deutschland ist immer mobil. Innerhalb weniger Tage kann es zwei Millionen Mann nach Frankreich und ebensoviel nach Rußland werfen und von Oesterreich ist bekannt, daß seine Heeresstärke völlig derjenigen von Rußland gewachsen, wenn nicht überlegen ist, denn in den letzten fünf Jahren ist dort sehr fleißig in dieser Hinsicht gearbeitet worden. Noch hoffnungsloser ist die Lage des Dreiverbands, seitdem Italien erklärt hat, daß es fest zum Bündniß hält. Das würde einen großen Theil der französischen Armee an der italienischen Grenze festhalten. Gegen eine solche Uebermacht können die Mächte des Dreiverbands unmöglich sich zu stellen wagen und sie haben auch gar nicht die Absicht. Thatsächlich haben sie bereits eine Niederlage erlitten. Bislang entwaffneten sie ihre Gegner mit einer bloßen Kriegsdrohung. Jetzt beobachten sie zu ihrem Schrecken, daß diese Drohungen nicht mehr verfangen und sie werden scheu zurückweichen. Im Uebrigen ist damit gar nichts Neues gesagt. Der Dreiverband ging in die Brüche, als Oesterreich die Annexion von Bosnien und der Herzegowina vollzog und er ging in die Brüche, als Deutschland auf Anerkennung seiner Rechte in Marokko bestand. Die gegenwärtige Sachlage mag insofern ernster sein, als Oesterreich offenbar eine Aenderung in den Verhältnissen auf dem Balkan beabsichtigt. Aber die Empfindung der Schwäche, welche den Dreiverband bisher zwang, zurückzuweichen, ist noch jetzt vorhanden und wird ihn abermals zwingen, sich in das Unvermeidliche zu fügen, zumal Oesterreich mit ungewöhnlicher Festigkeit auftritt, über deren Grund die Gegner nicht im Unklaren sind. Sie wissen, daß der Dreibund diesesmal zum Aeußersten entschlossen ist.

Mannheim, die Stadt des Willens.

Von H. M. Fuchs-Barial (London).

Bis vor zwei Wochen wußte ich von Mannheim nichts, als daß diese Stadt an Rhein und Neckar liegt, daß sie mit mathematischer Regelmäßigkeit erbaut ist, und daß dort im Hof- und Nationaltheater Schillers „Räuber" ihre Uraufführung erlebt haben. Außerdem schwebte mir dunkel vor, daß es in diesem Mannheim viel Industrie und Handel geben müßte. Alles in allem: es gab nichts, was mich besonders lockte, dieser Stadt einmal einen Besuch zu machen.

Dann, neulich, hörte ich von der Mannheimer Festwoche, und da ich gerade von Frankfurt nach dem Süden fuhr, nahm ich mir vor, in der Stadt einmal einen Tag zu bleiben und mir im Hoftheater die „Ariadne auf Naxos" anzusehen.

Ich weiß mir nichts Schöneres, als ohne Führer in eine fremde Stadt zu kommen. Das ist immer wie eine Entdeckungsreise, und man ist niemals in der Gefahr, den Meinungen der Liebe und dem Haß der anderen zum Opfer zu fallen. Und wenn mans versteht, vorgefaßte Meinungen zu Hause zu lassen, erlebt man fast immer die hübschesten Ueberraschungen.

Steht es nicht überall geschrieben, daß eine Industriestadt staubig, rußig und unfreundlich sein muß? Ich erwartete in Mannheim nichts anderes und war nicht wenig erstaunt, als sich beim Verlassen des Bahnhofes eine schöne, breite und fröhlich grüne Straße vor mir öffnete, die schließlich bei einem Platze von großartigen Abmessungen endete, den schöne, einheitlich durchgeführte Gebäude umgaben, den ein mächtiger Thurm beherrschte, dem es bei aller Wuchtigkeit nicht an Gefälligkeit fehlte.

An diesem Platze liegt auch Mannheims berühmter Rosengarten: eine mächtige Anlage, die ein Theater, einen kleinen Versammlungssaal sowie die riesenhafte große Festhalle des Nibelungensaales in sich vereinigt. Außer Frankfurts Festhalle gibt es keine größere in Deutschland, und an Schönheit nimmt es dieser Saal sehr wohl mit der Festhalle der Nachbarstadt auf.

Schon an diesem Gebäude spürt man, daß in dieser Stadt viele Kräfte regsam sind, und daß sie sich nicht damit begnügt, mit Handel und Wandel reich zu werden ...

Und an den Platz schließt sich ein Viertel ruhiger, vornehmer Villenstraßen, die einem viel gute Meinung vom Geschmack der Bewohner und vom Können der Architekten geben. Dieses Viertel endigt in der Nähe des Neckars und wird von einem großen schönen Park abgegrenzt: so viel grüner Weite hätte ich niemals in dieser Stadt erwartet. Das war die zweite Ueberraschung ....

Die nächste war, daß sich die schnurgeraden Straßen durchaus nicht als so langweilig erwiesen, wie ich gedacht und gefürchtet hatte. Zwar fehlen natürlich all die schönen und wechselnden Bilder, die man in alten Städten wie München und Nürnberg hat, wo fast alle Straßen sich eigenwillig drehen und wenden, aber auch diese Geradlinigkeit hat ihre Reize, und namentlich Abends ist es schön, wenn auf den Hauptstraßen die Bogenlampen aufflammen, in langen Reihen, wenn sich die leuchtenden Kugeln in der Ferne als kleine brennende Pünktchen verlieren. Und eine andere Ueberraschung war es, daß die Hauptstraßen durchaus „Großstadt" waren und gar nicht „Provinz". Die prächtigen Schaufenster erzählen nicht nur vom Reichthum, sondern auch vom guten Geschmack der Menschen, für die dieser Waaren Fülle aufgebaut war ... Und da es nur natürlich ist, daß man von den Schaufenstern nach den Menschen auf der Gasse sieht, zeigte es sich, daß die Frauen gut angezogen sind, daß sie zwar vor Farben nicht erschrecken wie etwa die Hamburger Dame, daß sie aber ihre Farben ein wenig vorsichtiger wählen, wie man's in dem benachbarten Frankfurt thut. Und wohlthuend ist auch, daß die Männer nicht ganz und gar als Kopien der Herren aus der City von London herumlaufen, wie es wieder in Hamburg der Stolz eines jeden jungen Mannes ist, der etwas auf sich hält. Hier spielt die Herrenmode ein wenig ins Wienerisch-Süddeutsche. Nur die Krawatten sind heuer, wie überall, bunt, zu bunt vielleicht ... Aber alle, Männer und Frauen, hatten eines gemeinsam: Regsamkeit und eine gewisse Heiterkeit. Im deutschen Süden wagt — was das Schönste an diesem Lande ist — auch ein Mann in Amt und Würden einmal auf der Straße zu lachen. Menschen, die schwer und bedeutungsvoll an ihren Würden tragen, sind selten hier. Und ich glaube nicht, daß man sie groß entbehrt ...

Aber in dieser neuen Stadt, die sich so sichtlich ihres Reichthums und ihrer Rührigkeit freut, ist das alte stille Mannheim, das einmal, vor langen Jahren, eine glanzvolle Residenz war, glatt aufgegangen und verschwunden. Ich habe noch keine deutsche Stadt gesehen, die einen so jungen Eindruck macht, wie Mannheim. Auch dort, wo die Stadt alt ist, weist kaum etwas über das siebzehnte Jahrhundert hinaus. Es gibt, was sonst selten in einer deutschen Stadt fehlt, weder eine alte gothische Kirche, noch ein Schloß im Renaissancestil. Diese Stadt beginnt erst beim Barock. Und aus dieser Zeit ist eine Jesuitenkirche in jenem verzückt-feierlichen Stile vorhanden, dem die Väter dieses Ordens den Namen gegeben haben. In der schlichten Tüchtigkeit der alten Straßen nimmt sich dieses Gebäude ein wenig seltsam aus ..

Von dieser Kirche sind es, wie es natürlich ist, nur ein paar Schritte zum Schloß, das unerhört groß und weitgedehnt, fast eine ganze Seite der Altstadt einnimmt. Wittelsbacher haben das Schloß gebaut. Und damit ist alles gesagt, denn die Fürsten dieses Hauses haben es immer geliebt zu bauen, — und in's Grenzenlose und Ungeheure zu bauen. Aber trotz dieser riesigen Größe ist das Schloß eine anmuthig gegliederte, übersichtliche Anlage. Viele Behörden und Sammlungen sind darin untergebracht, denn der Hof kommt nur für einige Tage im Jahre her und hat dann als Absteigquartier nur einen einzigen Flügel mächtiger Räume, die zu groß und zu hoch sind, um uns Menschen von heute noch recht bewohnlich erscheinen zu können. Trotzdem ist der Besuch dieser Gemächer überaus lohnend, denn hier befinden sich jene prachtvollen Gobelins, auf denen die Jasonsage dargestellt ist, und die zu Goethes höchster Verwunderung in Straßburg zum Schmuck aufgehängt waren, als Maria Antoniette als Braut nach Frankreich zog. Diese kostbaren Teppiche sind vom badischen Hofe aus dem Nachlaß jenes Kardinals Rohan erworben, der sich in Straßburg, dicht beim Münster, sein prachtvolles Schloß gebaut hat.

Ist man nun einmal dabei, sich in der Vergangenheit umzuschauen, so darf man nicht versäumen, sich die Sammlung von Gipsabgüssen nach der Antike anzuschauen, die sich in einem Seitenflügel des umfangreichen Baues befindet. Ein Theil dieser Werke haben schon Goethe und Schiller entzückt. So sind also noch andere Erinnerungen an den Dichter der „Räuber" da als jene, die sich an das alte schlichte aber ansehnliche Hoftheater anknüpfen, wo man neulich, nebenher gesagt die unerhört schwierige „Ariadne" so schön spielte und sang, als sich nur denken läßt. Die Provinzbühnen in England, Frankreich und Oesterreich möchte ich sehen, die solch eine Aufführung herausbringen könnten ... Sehenswerther als alle Sammlungen des Schlosses ist aber seine große Bibliothek, ein Raum im allerreichsten Barock, sprühend von Geist, von Lebensfreude, von Farbe. Diese Bücherei hält den Vergleich mit dem großen Bibliothekssaal in der Wiener Hofburg sehr wohl aus: nur liegt er in Deutschland, und deshalb ist er bei den deutschen Reisenden sicher weniger bekannt wie mancher weniger bedeutende Raum im Auslande. Wie wäre es eigentlich, wenn man einmal statt allerlei Nordpoolerexpeditionen auszurüsten, auszöge, um Deutschland und all seine schlafenden und versteckten Schätze zu entdecken?

Ich bin sicher, daß auch nur wenig Fremde das kleine, aber sehr interessante stadtgeschichtliche Museum kennen, das ich dann, vom Schloß kommend, durch einen zufälligen Blick in eine offenstehende Thür fand. Da gibt es Erinnerungen genug an vergangene Zeit, und wenn man noch nicht wußte, daß Mannheim früher Residenz, und wenig mehr als Residenz war, so wird einem das in dieser Sammlung vor Augen geführt, die von fürstlichen Personen viel, aber so gut wie nichts von einem starken und in sich ruhenden Bürgerthum erzählt, wie man es kennen lernt, wenn man Nürnberg besucht oder Lübeck und Augsburg.

Und darum schien das Schicksal der Stadt auch besiegelt zu sein, als der Hof nach München übersiedelte. Eine Stadt ohne Hof, sagt ein altes Sprichwort, sei wie ein Spargel ohne Kopf ... Als der Hof fort war, wurde Mannheim das, was Frau von Stael von Weimar gesagt hatte: ein großes Schloß und eine kleine Stadt.

Das dauerte eine Reihe von Jahren, bis man sich darauf besann, daß diese Stadt schließlich an zwei schiffbaren Flüssen lag, daß ihr von der Natur schon einfach der Weg des Handels und der Industrie vorgezeichnet war, und nun fing man an, in zielbewußter, zäher Kraft und beispielloser Arbeit und Hingabe das neue Mannheim zu schaffen, als dessen Wahrzeichen schon den Eintretenden der neue mächtige Thurm auf dem Friedrichsplatz grüßt.

Aber wenn man dieses neue Mannheim sehen will, muß man die Altstadt verlassen und zum Rhein hinabgehen, den eine Brücke kühn überspannt. Hier ist das Mannheim der Fabriken, des Handels, die Stadt der Arbeit, die in einer Schnelligkeit, die jeden überraschen muß, in einer Schnelligkeit, die förmlich etwas Amerikanisches hat, den Anschluß an die Weltentwickelung gesucht und gefunden hat. Im Laufe weniger Jahrzehnte ist Mannheim eine der reichsten Städte Deutschlands geworden. Mannheims Handel und Verkehr, Mannheims Industrie sind mächtig aufgeblüht, wachsen immer noch, und Namen wie Lanz und Benz tragen den Ruhm und die Ehre deutscher Technik und deutschen Fleißes in die ganze Welt.

Und das Wunderbare ist: auch dieser Stadttheil hat seine Schönheit. Man sieht Fabriken in einem einfachen Stil, den auch der Laie als den Stil der Zweckmäßigkeit empfindet. Etwas Großzügiges, Weitausgreifendes liegt hier über allem. Man spürt förmlich den Rhythmus der Arbeit, die in die Ferne zielt. Unwillkürlich wird man an Hamburgs mächtigen Hafen erinnert, wenn man hier Morgens geht, wenn man die Menge der Arbeiter sieht, die am und im Hafen zu den Plätzen ihrer Arbeit strömen. Es breitet sich hier an dieser Stätte ernster Arbeit etwas Junges, Zukunftsfrohes aus. Man denkt an eine Welteroberung, aber eine friedliche, mit ruhig laufenden Maschinen, mit flinken Automobilen, mit stolzen Flugzeugen.

Der ganzen Größe, Schönheit und Kraft dieser Anlage wird man sich erst dann bewußt, wenn man das feste Land zu einer Rundfahrt durch die ausgedehnten Hafenanlagen verläßt. Sie sind die größten im Binnenlande, und mehr als einmal geben sie dem Fahrenden die Impression eines Hafens dicht am Meere.

Große Speicher, Ladehäuser, Schuppen, Mühlen, Fabriken aller Art stehen am Ufer, und überall sind fleißige Hände an der Arbeit. Kranen drehen sich und heben große Lasten leicht, wie im Spiel aus den Schiffen, die aus der Weite gekommen sind und nun still am Quai liegen. Aus aller Herren Länder sammeln sich hier die Waaren, und wenn man diese Stapelplätze betrachtet, spürt man ebenso wie in Bremen oder Hamburg den belebenden Hauch der Weltverbindung, und man empfindet mit freudigem Stolze, daß dieses Deutschland von heute mitten in der Welt liegt und nicht mehr mittel- und wehrlos in Europas buntem Staatengedränge ...

Und seltsam ist, wie sich gerade hier, wo das Leben der Stadt am schnellsten und am heißesten schlägt, alte und neue Zeit berühren. An den Hafen stößt der Schloßgarten, und er geht in einen weiten und schönen Waldpark über, der das alte Märchen von Mannheims reizloser Umgebung Lügen straft.

Der kurze Weg vom Schloß bis zum Hafen ist wahrlich wie eine Wanderung in eine ganz andere Welt. Selten habe ich so deutlich wie hier gespürt, was uns von jenen Zeiten trennt, wo jene großen Schlösser gebaut wurden: damals hatte sich alles dem selbstherrlichen Willen des einzelnen zuu beugen, der nur für sich neues schuf, heute vereinigen sich alle schaffenden und wollenden Kräfte, und aus ihrem Zusammenarbeiten wächst eine neue Stadt, schließlich ein neuer Staat, eine neue Gesellschaft.

Von Mannheims regelmäßiger Anlage heißt es, sie sei auf den Befehl des Kurfürsten entstanden, der seinen Unterthanen ganz gleichmäßig Licht und Luft hat zukommen lassen wollen. So ist die Stadt schon in ihrer ursprünglichen Gestalt von einem starken Willen geschaffen. Und dieser Wille ist hier lebendig geblieben, ist im Bürgerthum nach einigen Jahrzehnten des Dornröschenschlafes mächtig erwacht: und nun will die Stadt all ihren Kindern noch mehr und Besseres ganz gleichmäßig geben als Licht und Luft.

Als ich durch die Pracht des Schlosses ging, mußte ich daran denken, wie fern und unzugänglich wohl den meisten Menschen damals all diese Herrlichkeit gewesen sein muß, als noch der Hof hier für seinen auserwählten Kreis seine Feste gab. Kulturbesitz gab es damals nur für wenige. Mag sein, daß auch nur wenige Kulturbedürfnisse hatten.

Das ist heute alles anders geworden. Heute soll die Kultur und ihre Güter nicht nur mehr für wenigen gehören, sondern alle sollen, wenn sie mögen, Theil daran haben, was Wissenschaft und Kunst errangen und gewannen.

Und auch hier ist es Mannheim, das vorbildlich zu Werke geht. In wenigen Jahren hat die Stadt nicht nur ihre äußere Gestalt geändert, nein, es ist auch mit wachsendem Reichthum und wachsender Wichtigkeit ein neuer Geist eingezogen. Es ist eine Handelsstadt, aber keine Stadt mit Krämersinn und Krämergeist. Vom Theater, das sich schnell und bedeutend entwickelt hat, sprach ich schon, aber von der neuen Kunsthalle muß ich wenigstens noch ein paar Worte sagen, denn sie enthält jetzt schon, nach wenigen Jahren, eine Sammlung moderner Bilder, die allein schon eine Reise nach Mannheim lohnt. Hier hat man begriffen, daß eine neue Galerie nicht mit den alten Bildersammlungen in Wettbewerb treten kann, in denen die großen Werke vergangener Zeiten aufgespeichert sind. Was Lichtwark in Hamburg mit unerhörten Schwierigkeiten durchgesetzt hat, daß ihm Gelder für den Ankauf moderner Bilder zur Verfügung gestellt wurden, ist hier schnell und ohne große Kämpfe gelungen. Den frischesten, modernsten Hauch spürt man, wenn man diese Kunsthalle betritt, die — ein Wunder in deutschen Landen — auch von Mannheimern aller Stände viel und gern besucht wird, und ich stehe nicht an zu sagen, daß die Kenntniß dieser Sammlung für jeden, der sich mit moderner Malerei beschäftigt, überaus wichtig ist.

Und das ist beinahe wie ein Witz der Weltgeschichte: als die Wittelsbacher von Mannheim nach München übersiedelten, nahmen sie alle ihre reichen Bilderschätze mit, und die Stadt war nicht nur von seinem Hofe, sondern auch von den schönen Künsten ziemlich verlassen. Und nun ist da ein neues Mannheim entstanden mit Maschinen und Kränen, eine Stadt, über die die alten Kurfürsten gewiß sehr mißbilligend den Kopf geschüttelt hätten. Und diese Stadt des starken lebendigen Willens schenkt nun ihren Bürgern wieder, was einst die Fürsten besaßen: die Möglichkeit, sich das arbeitsame Leben durch Wissen und schöner Künste erhellen zu lassen.

Und so wird auch der, dem die Schönheit der Fabriken und des Hafens wenig sagt, bei einem Besuche dieser Stadt voll auf seine Rechnung kommen, die viel mehr hält, als ihr Ruf verspricht.

127 Ost Siebente Str.

nahe der Main Straße.

Die Geschäftsstelle und Redaktion des Volksblatt befinden sich jetzt in

127 Ost Siebente Str.

nahe der Main Straße.

Deutsche, die zu Amerikanern werden.

Rund sieben Millionen Einwanderer, die deutsch ihre Muttersprache nennen, haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten angesiedelt; der Strom der Einwanderer deutscher Zunge ist gegenwärtig schwächer als früher, aber wenn man in den Vereinigten Staaten die deutschen Einwanderer sucht, findet man sie nicht: die Deutschen (das heißt zum großen Theil, D. R.) sind zu Amerikanern geworden, das heißt, sie haben ihre Sprache, ihre Literatur und Kultur aufgegeben. Eine fesselnde Studie von Edward Alsworth Roß im Century-Magazine beschäftigt sich mit diesen Deutschen, die zu Amerikanern werden oder es geworden sind. Früher, so meint Roß ganz richtig, war es ganz anders; ehemals behaupteten die deutschen Einwanderer ihr Deutschthum mit der gleichen Zähigkeit, wie sie es etwa gegenwärtig in den deutschen Ansiedelungen Brasiliens thun. Die zeitliche Grenze liegt etwa um das Jahr 1870, und die Gründe dafür sind ziemlich einleuchtend: vor diesem Zeitpunkt verließen Deutsche ihre Heimath aus ethischen Beweggründen, politischer, religiöser oder anderer Art: sie konnten zu Hause nicht sie selbst bleiben und suchten sich daher eine neue Heimath. Seit etwas über vier Jahrzehnten sind die deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten ganz anderer Art: sie verlassen ihre Heimath aus wirthschaftlichen Gründen, sie haben dort den Hunger kennen gelernt und passen sich der neuen Heimath, die ihnen Brot und Gewinn verspricht, in jeder Beziehung an, und das um so leichter, als sie nicht den sogenannten „intellektuellen" Schichten angehören, sondern meistens wenig gebildete Arbeiter oder Bauern sind. Ehemals gab es in den Vereinigten Staaten zahlreiche deutsche Schulen, deutsche Druckereien und Zeitungen, deutsche Theater, deutsche Vereinigungen. (Gibt es jetzt noch. D. R.)

Turnvereine usw. — namentlich die Auswanderer des Jahres 1848 hatten einen starken Anstoß zu allen diesen Einrichtungen gegeben — aber von diesen sind die Mehrzahl eingegangen; die Anzahl deutscher Zeitungen in den Vereinigten Staaten hat abgenommen, viel seltener als ehemals erscheint in den Ver. Staaten ein Buch in deutscher Sprache, und auch die deutschen Schulen und Theater haben zum großen Theil ihre Pforten geschlossen. Roß giebt an, von hundert Amerikanern deutschen Ursprungs hörten nicht mehr zehn im Elternhause die Sprache ihrer Vorfahren sprechen, und er schließt daraus, daß in nicht allzu ferner Zukunft die Millionen der Nachkommen der Millionen eingewanderter Deutscher vom amerikanischen Volke und Land glatt aufgesogen sein werden. Vollständig, so meint er jedoch selbst, wird dieser Vorgang nie erfolgen; etwas Deutsches behalten die ehemaligen deutschen Einwanderer oder ihre Nachkommen doch, und zwar sind es gute Dinge, die auch auf die Amerikaner zum Theil abfärben oder abgefärbt haben. Dahin gehört nicht nur die deutsche Art des Landwirthschaftsbetriebs, die auch an die Zukunft denkt, während der Amerikaner, ehe er sie kennen lernte, den Boden rasch zu erschöpfen pflegte, sondern vor allem die Lieb zur Scholle: der deutsche Landwirth in den Vereinigten Staaten vererbt seinen Besitz auf Kind und Kindeskind und sucht ihn dabei zu vergrößern, während es dem echten Amerikaner gar nichts ausmacht, wenn er ihn plötzlich verkauft und in die Stadt zieht. Weiter hat Roß die Liebe zur Musik und zur Kunst überhaupt im Auge, die die deutschen Einwanderer mitgebracht und zäh festgehalten haben. Ihnen schreibt er eine nicht geringe Einwirkung auf die Amerikaner zu: er meint, sie sei zusammen mit der Freiheit des Denkens ein ganz vortreffliches Gegengewicht gegen den puritanischen Geist der amerikanischen Gesellschaft, der noch immer vorhanden ist.

Einer zum Schreiben.

Oberst (zum Rekruten): „Ich habe Ihnen drei Kreuze (bedeutet, daß die Meldung im Galopp zu befördern ist) auf das Kouvert gemacht; wissen Sie auch, was das bedeutet?"

Meldereiter: „Zu Befehl; daß der Herr Oberst nicht schreiben können!"

Poesie und Prosa.

Junge Ehefrau (in der Mansarde): „Nicht wahr, Karl, wir sind im siebenden Himmel?"

— „Ganz recht, Schatz; aber im ersten Stock wär's noch hübscher."